Saar-Zeitung

Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Sommer über dem Land

Wunder über Wunder geleben uns in diesen immerjungen Tagen. Vom Morgen bis zum Abend und die Nächte hindurch ist alles Klang und Duft und Licht. Und über diesem Dreiklang — als Fermate und Finale — ein Gewölbe, das aus den innersten Bezirken der Seele stimmt — Geborgenheit.

Wenn der Tag die Augen aufschlägt, von der Morgenröte begrüßt, wenn die tausend Stimmen noch werden: der reigenden Bäche, der singenden Wasser, der Blattgespräche in der schwingenden Luft, dann werden auch wir hineingestellt in die Verheißungen eines neuen Tages. Wie gewaltig wollen sie uns schienen und sind doch nichts wie ein einziger kleiner Atemzug Gottes.

Aber doch wie in diesem Atemzug sein dürfen, das ist die Gnade, in der wir leben. Geborgen leben in der Zeit, da alles in der Erde und unter der klaren Kuppel des Himmels wächst, sich erfüllend — Sehnsucht und Vorfigang des Lebens sichernd.

Und die Sehnsucht, die dabei auftrennt ist nicht mehr eine verstummende Empfindung des Begliickseins, wie sie in frühen Frühlingstagen — ein süßes Gift — uns alle Kräfte überströmt, sondern der in eine starke Kraft gewandelte Wille mitzuwachsen, mitzureifen, mitzublühen.

Alles, was uns geschieht — alles, was wir gedenken machen, muß dazu dienen.

Tagewerk und feierndes Besinnen sind gleichermaßen lebgliebige Taten, wo sie in dem Raum des Seienden gestellt werden, der uns alle umfängt. Und es gibt keinen andern, weil alle Leben den gleichen Grund verbordt. Zwischen Aufgang und Untergang und wieder Aufgang ist alles beschlossen und die Untergänge sind die gesteigerten Feste des Ewigen, die uns hineinbestanden zu ein neues Licht, sie sind die großen Atemzüge Gottes. Und mit sollen sie stehen über die leichten und frohen Anfänge unseres Seins, weil sie — die Untergänge — Stufen sind zu einem gewalteten, überpersönlichen, zu einem allgeschichteten Sein.

Nicht nur wenn wir gestehen machen, auch wenn uns geschieht ist begründet im Born des Tiefe, in der wir leben. Alle Tiefen, die aus tiefen Gründen springen, haben größere Gewalt und Kraft, wenn sie, die aus oberflächlich liegenden Quellen tanzen. Diese, indem sie sich selbst befreien, wandeln ihre Energien in neue Stoffe um — jene dringen sich damit, dazwischen und ihren leichten Frohmut um eine ernste Eigenschaft, die uns Land zu tragen. Auch sie können je, aber sie treiben, sie bewegen das Leben nicht, wie es die großen Stoffe tun, denen gemeinsam das Herz ist und die Sonne, sichtbar in allem, was sie wirken.

In ihrem Lichten steht nun das Leben!

Die Sonne ist es, die die aufsteigenden Monate des Jahres beherrscht. Sie empfängt ein jedes sein Gewicht. Und der Grad seiner Fülle mit von der Höhe des Bogens bestimmt, der ihren Aufstieg und Niedergang verbindet.

Wo sich die tiefe Wärme der Landschaft ausbreitet, flächenhaft gegossen oder aufgehäuft unter dem unvergeßlichen Verhauben des Himmels, da trägt die Aarde der Zeiter buntbesondere Variationen ein allen Farben des Spektrumsaufspaltungen.

Bald werden auch die Trauben schwellen auf den Bergen an den gesetzten Stellen. Und sie werden wieder das Wanderzeit sein der Unzähligen, die sich in der Schönheit der Heimat die Heftigkeit erinnern und Kräften lassen wollen.

Im Tal aber, in den feuchtkalten Niederungen, reift das Korn. Der Herr möge es uns zum Brot gelingen! Er wolle dem Bauernmann Sonne und Regen beschen, als er sie für die Arbeit braucht, die er ihm gegeneben hat. Kurze Zeit noch, dann wird in die fürmerschwere Glut der Getreidemeere die Sense greifen. Ihrem singenden Gang muß auch der rote Mohn zum Opfer fallen, der heute noch die Glut des Himmels flammend überbietet. Unter den Steppeln aber

Aus dem Freundesland Ungarn
Bauernmädel in Festtracht

sammelt sich dann die Kraft aufs neue, die dem Umbruch der Erde junge Saat hüten und reifen will.

Sommer über dem Land!
Sommer in den Herzen . . .

Ernst Hahn

Bekenntnis zur Industriestadt

Ich wohne in einer großen Fabrik- und Schachtstadt. Trotz unmittelbar der Ruß qualmender Rauchsäulen von einem ganzen Schlot- und Essenwald, und tief im Eingeweide der Erde sind Hunderte von Stollen geschlagen, in denen pechschwarz und verkrümmt in mühseliger Arbeit Menschen wie Maulwürfe werken. Lärm und Getümmel von Maschinen, die Tausenden, zwischen Dämpfen und Rauchfetzen, zwischen Ziegeln und Eisenbeton die Baracken, Werkstätten und Arbeitsräume. Ein tausendfacher Mühen stampft und schrillt durch den lauten Tag. Aufpeitschend, unbändig heiß er brennend und glühend, quälend und knechtend aus zahllosen Schwungrädern und Bertillen eine ungeheuerte Welt an schwarzer Wut. Und nachts, wenn die Menschen den Schwarzschlaf und Eisenhämmern für eine kurze Weile entronnen sind und sich im Licht der Laternen ein mattes Straßenleben regt, dann ist die ganze Hüttenreisenstadt schwarz. Dann liegen Menschen im dunkeln Weichbild der Stadt die vielen Steinhäuserschachtbauten da gleich mächtigen Sargdeckeln über Totengräbern, wie große Gegrüfte über Riesenmumien.

In einer solchen Stadt wohne ich. Und bin aus den Wäldern hergekommen meiner Berge daheim, wo noch immer wie einst Felige und Steiglige singen und die Eichhörnchen Haselnüsse knacken, wo Rückschrecke mit Buchmarderchen spielen und im Nachtwarten der alte Auerhahn um seine Hühnerinnen weiß. Mein sehnsüchtiges Herz trank von Born in Ludwig Richters und Hans Thomas Bildermerk und lang sich die alte liebe Heimweltweite von Hütte, Eichenhorst und Bäreite. Und bin doch schnell geworden in einer Fabrik- und Schachtstadt! Und habe sie lieb. Auch mein seliger Vater, der von Berg und Wald kommen und ganz dort heimlich blieb mit seinen reichen Herzen, kam gern in meine Arbeitsstadt und saugte ergriffen dem brausenden Liede der Zeit in den Donnerstellen eines neuen Seins; er sah noch begeistert den ersten Zeppelin und träumte den fühnen Flugmaschinen nach. Und selbst meine Mutter, deren Herzsinnen ganz der Wurzelerde der ländlichen Arbeiten behaftet, wie bei sie sich, wenn sie einmal bei mir war, leiser Frühlich zu den vielen Lichtern des großen Werkstättenbezirks hinüberspricht, wie bei sie trotzdemundert gern gesehen am „Rabio", das ihr Enkel gebaut! — Mein Sohn, mehr noch als ich, bewußt ein Kind dieser Zeit! Nie las er Coopers Lederstrumpf oder Schillers Tell mehr; auch Faust er sah niemals heimlich ein Reclambändchen; aber Weg durch der Ingenieure hinter Pflug und Schraubstock, hatte es ihm angetan, und die unterspannten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten" begeisten ihn früh; er wußte weit mehr von den Berliner Docks und Untergrundbahnen und dem Deutschen Museum in München, von unseren neuen Automobilen und Autobahnbrücken, von modernen Heldenfiguren als von den Wolkenkratzern New Yorks und Chicagos als von der Heldengestalte des alten Nimrod und der Karolinger, mit der wir uns noch herumschlugen; er hatte nachts oft aus verborgenen Zimmern hoch mit dem Fernsehschirm sich schon ein oder ein bißchen durch den Äther. —

Seine Zeit ist die meine noch. Aber Stattwelten gehen auch meinen Blut noch den Rhythmus. Ich schreite früh und abends mit im Arbeitstakt der Büro- und Handwerkszeite, der Fabrik- und Bergwerksmenschen. Ich habe mit ihm in gebeimlicher Kultur der Maschinenkräfte und im Zollenfühlen ihrer vielfältigen, heiligen und leidenschaftlichen Seele. Durch den grauen Herbau und den Schrei des Alltags gleiten greif die Augenblicksgesichter aufbringlicher Realitäten; zu Kino und Boxkampf haben sie. Überall bin ich dabei, überall gehöre ich hin, überall entspreche ich auch mein Schicksal.

Das ist unsere Zeit: ein genialisches, listiges, tatendurstiges Blut von unerhörter Wagehemmert und Schaffensdrang! Zumeisen nur, wenn es dunkel ist, glimmt auf den hochsten Bauten aus dem Schutt ein Feuerchen auf wie ein Stern: ein rotes Heimweh-Fünflein, und wir wissen, es sind Kinder dort oben und in Scheuer und Bänglis der Nacht ein Kind mit einer Laterne nach einem Verirrten sucht, nach sucht oder ob die tote Stelle unserer räderlaufenden Zeit dort oben hinweg spürte. Aber am nächsten Morgen wieder eingstreben dann doch frühlingsfroh die Kinder in den Hafen und auf den Straßen, und die Sonne, die ihnen singt eine Jungvolklied tröstlich alle und wenn Wolkenhet über die Schlote. Und verstehst lauscht die Stadt auf.

Ich habe meine Stadt, die in vielem lange ein rechtes Aschenputtel war unter den Städten im Lande, und ich liebe unsere industrielle Zeit, weil ihre Arbeitsstoffe und ihrem Widerspruch. Denn ich erkenne ihre Zeichen und Stundalber.

Ich habe meine Tage und, o Jugend, du: Brecht auf in brüderlicher Stunde zu den Werken eurer Zeit! Nur so werdet ihr eure Zeit! Lost uns gläubig werden unserer Zeit! Laßt uns Vertrupp sein und Zeit-Kameraden! Nur so werden wir überwinden eine teere Weile noch jede mit Himmelsfülligkeit und daß die erste Liebe nicht vergessen werde im März und daß noch irgendwo draußen in den fleinen lieben Schlafzimmergärten eine Abendsmeit singt! Müchten wir niemals aus dem Sinn der Seele die sonntägliche Stille der Bauernäcker unserer Ahnen verlieren und den Trostaten des Waldes über den hasten, zahlgefügten Werktagsreimen unserer Zeit!

B. A. Zimmer

Ein Mann sucht seine Jugend

Roman von Gerd Hansen

Urheber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag vorm. E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz)

10]

Karla und Herbert sahen der Szene mit verständnislosen und erschreckten Augen zu.

„Mutter, dürfen wir?" Das Mädchen hatte die Briefe vom Boden aufgehoben.

„Ja, ihr müßt es doch wissen." Die Worte des Vaters hatten kaum noch einen Ton vor Heiserkeit.

Die Geschwister saßen zusammen. Karla war gefaßt und ruhig. Sie wußte und überlegte nicht, warum sie so empfinde, aber sie fühlte, daß sie diese Entwicklung weder bedauerte noch ihr einen für die Mutter glücklichen Ausgang wünschte.

Herbert war totenbleich. Er dachte fieberhaft nach. Alle Erzählungen von der Stimme des Blutes, die sich beim Wiederfinden von Eltern und Kindern melde, schossen ihm durch den Kopf. So wenig er als Techniker geneigt war, solche Darlegungen für richtig zu halten, so sehr klammerte er sich nun daran. Das mußte sein Vater sein. Er war doch froh, endlich einen Vater zu besitzen, nachdem er seine ganze Jugend hindurch alle Kameraden beneidet hatte, denen der Vater erhalten geblieben war.

Minuten vergingen in Schweigen. Karla sprach zuerst wieder.

„Wenn Herr und Frau Theißen kommen, werden wir ja wohl Aufklärung erhalten. Es ist unnütz und falsch, sich jetzt zu erregen, wo außer dem Glauben von zwei alten Leuten, die Vater noch nicht einmal gesehen haben, nichts vorliegt. Ich schlage vor, daß wir Doktor Kober anrufen und bitten, hierherzukommen. Vielleicht treffen die Theißen schon heute ein."

Noch während sie sprachen, wußte sie, daß diese Worte lediglich der Beruhigung der Mutter dienen sollten, aber nicht aufrichtig gemeint waren. Sie begann, sich selbst zu verachten. Wohin geriet sie nur mit ihren Gedanken?

Frau Gertrud klammerte sich an den Vorschlag wie an eine Erlösung.

„Ja, Doktor Kober soll kommen. Er wird Rat wissen. Und Karla hat recht. Herr und Frau Theißen haben dich ja noch gar nicht gesehen. Sie urteilen sicher zu schnell."

Herbert war zu seinem Vater getreten und gab ihm die Hand, als ob er ihm durch diese einfache Geste versichern wolle, daß er an den Vater glaube. Der Bann war gebrochen. Man versuchte sich gegenseitig aufzumuntern. Dann erinnerte Karla an den Anruf bei Dr. Kober, und der Bruder lief sofort zum Telephon, um das Gespräch anzumelden, dringend. Nach einer Viertelstunde war die Verbindung da. Kober wurde gebeten, sofort zu kommen. Er sagte zu. Geheimrat Weiß werde mit dem Urlaub einverstanden sein, und wenn er seinen Sportwagen benutze, könne er schon gegen 1 Uhr mittags in Dresden eintreffen.

Bis dahin verging die Zeit der ganzen Familie zu langsam. Herbert konstatierte mit Bedauern, daß sein letzter Urlaubstag unliebsam verlaufen würde. Morgen mußte er wieder ins Werk. Seine Schwester ging wie eine Träumerin durch die Zimmer und den Garten. Sie zeigte gelassene Ruhe und war doch voll fieberhafter Erregung. Frühmorgens war sie zufrieden gewesen, daß ihre Ferien für dieses Jahr in einer Woche abgelaufen waren. Sie hatte dem Tag der Abreise nach Berlin entgegengehofft, um den Stimmungen zu entfliehen, die sie quälten. Hoffentlich hatte nur niemand etwas bemerkt. Der Mann, der ihr Vater sein sollte und es vielleicht gar nicht war, würde der Letzte sein, dem an ihr etwas auffallend vorkam. Dafür schien er viel zu unerfahren mit Frauen. Sie wurde hin und her gerissen zwischen Wünschen für das Glück ihrer Mutter und den fürchterlichen Hoffnungsgedanken, daß sie selbst froher sein würde, wenn der angebliche Vater ein fremder Mensch wäre.

Karla war nun so weit, daß sie klar nachdenken konnte. Der Abend zuvor hatte die letzten Schranken niedergerissen. In ihrem Blut war eine süße Schwere, die sie gleichzeitig entsetzte. Es bestand kein Zweifel mehr, daß sie sich zu dem Mann Brent oder Wallner hingezogen fühlte. Hingezogen war ein viel zu schwaches Wort. Sie gehörte ihm einfach. Nie bisher hatte sie empfunden, was es heißt, einen Mann lieb zu haben. Die kindlichen Tändeleien in der Schule und auf der Universität, das bißchen Flirten mit Kollegen und Bekannten, das alles war nichts.

Vater, Vater und du Mann, du Mann, klang es in ihr. Und dazwischen stand die Mutter. Sie war immer gut zu ihr gewesen und hatte sich ganz den Kindern gewidmet. Wie alt war sie doch, als Vater vermißt gemeldet wurde? Sie rechnete nach. Von 1893 bis 1918 waren es 25 Jahre. Also weniger, als sie, Karla, jetzt zählte. Und obwohl in einer so jungen Frau die Sehnsucht nach Glück wohnen mußte, hatte sie nie den Gedanken an eine neue Ehe erwogen, was sicher oft und leicht möglich gewesen wäre. Sie hatte ihrem Mann die Treue gehalten und nur in den Kindern ihr Glück gesucht. Mußte sie nun nicht der Mutter alles Gute wünschen von ganzem Herzen?

Sie stellte sich die Frage kritisch und grausam nüchtern. Ja, Kindesdankbarkeit und Liebe zur Mutter waren selbstverständliche Voraussetzungen für einen geraden und anständigen Menschen. Ihre Gedanken gingen jetzt aber krumme Wege und waren nicht mehr anständig. Sie liebte den Mann, den ihre Mutter liebte. Sie hatte wie eine reife Frucht gestern beim Tanz in seinen Armen gelegen und sich von ihren Empfindungen einfach mitreißen lassen. Da war es keine Entschuldigung mehr, daß sie sich vorher fast zwei Wochen lang dagegen gewehrt hatte. Wenn sich jetzt herausstellte, daß Vater dieser Michel Theißen war? Eine Blutwelle schoß ihr zu Kopf. Dann war es immer noch unmöglich. Ihre Mutter würde den Mann trotzdem lieben, und er hatte nun schon vierzehn Tage ihr Zimmer geteilt. Sie waren dann zwar nicht vor dem Gesetz, aber wohl vor sich selbst Mann und Frau. Welchen Ausgang alles auch nehmen würde, zwischen ihr, Karla, und dem Mann, der an ihrer Mutter Seite gelebt hatte, war keine Verbindung möglich.

Als sie mit ihren Erwägungen so weit gekommen war, fühlte sie zwar leise Verzweiflung, aber auch Kraft, Haltung zu bewahren. So oder so, es war nichts zu hoffen. Vielleicht konnte sie den Ferienaufenthalt abkürzen und sich ein weiteres Beisammensein ersparen. Sie würde es tun, um dem Verhängnis zu entgehen.

Gertrud Wallner brachte die Stunden in ewigem Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht hin. Sie wiederholte sich hundertmal, daß Fritz ihr Mann sei. Und trotzdem kroch die kalte Angst an ihrem Herzen hoch. Fritz wußte es ja nicht aus sich heraus. Wie würde es wirken, wenn diese Eheleute Theißen ebenso sicher wie sie, Frau Wallner, versicherten, den Heimgekehrten wiederzuerkennen? Nun, sie würde um ihn kämpfen. Und wenn er wirklich nicht Fritz Wallner, sondern Michel Theißen war? Ihr Herz klopfte. Dann konnte er trotzdem bei ihr bleiben und sie bei ihm. Es stand in dem Brief der alten Leute ja nichts davon, daß Michel Theißen verheiratet sei. Er war ihr Mann, Gertrud Wallners Mann, und sollte es bleiben. Sie wurde bei diesem Gedanken ruhiger.

Am wenigsten problematisch war die Situation Herbert. Seine Mutter hatte den Vater wiedererkannt. Sie war nie eine phantastisch angelegte Natur gewesen, sondern hatte das Leben vernünftig und sicher angepackt. Warum sollte sie sich irren? Die Meinung dieser alten Leute, die seinen Vater nicht einmal gesehen hatten, bewies nichts gegen Mutters Glauben.

Der Mann, der immer noch amtlich den Namen Brent trug, sich aber als Fritz Wallner zu fühlen schon gewöhnt hatte, war keiner sachlichen Überlegung fähig. In ihm brausten viele Erwägungen durcheinander. Er liebte Gertrud nicht so, wie man als Mann seine Frau lieben mußte. Aber er schätzte und verehrte sie, war ihr dankbar und fühlte sich bei ihr geborgen. Er wußte nicht, wie es in seiner Jugend ausgesehen hatte, und die Frage, ob er nun als Wallner 1885 oder als Theißen 1896 geboren war, berührte ihn kaum. Merkwürdig kam ihm nur vor, wenn er sich vorstellte, als Michel Theißen einmal ein geistig schwerfälliger Mensch gewesen zu sein, der nur mit Mühe durch die Volksschule gekommen war.

Und die Kinder, seine Kinder, dieser offene, gerade Junge, der ihm gefiel, dieses prächtige, schöne Mädchen. Er schloß einen Augenblick die Augen und sah sie vor sich. Wie kam er nur dazu, sich in ihrer Gegenwart oft verlegen, oft übermütig zu fühlen. Ging das allen Vätern so mit erwachsenen Töchtern? Wohl kaum. Er wurde unruhig, wenn sie in seiner Nähe war und war unruhig, wenn sie sich entfernt hatte. Zu irgendeinem Entschluß kam er nicht. Er ließ sich treiben, schon weil er es nun gewohnt war, vom Schicksal getragen zu werden ohne eigenen Willen.

Als Dr. Kober kurz nach ein Uhr ankam, fand er eine Familie vor, die so ruhig erschien, wie er es nicht vorausgesetzt hatte. Er begrüßte Frau Wallner freundlich, drückte dem Mann heftig die Hand und versuchte ein paar tröstende Worte. Beim Anblick Karlas stutzte er. Sie gefiel ihm auf den ersten Blick. Den Sohn fand er sympathisch.

Man nahm das Mittagessen ein und vermied bei Tisch, die Angelegenheit zu erwähnen, die Kober nach Dresden geführt hatte. Er erzählte heiter und unbefangen Geschichten aus der Klinik und brachte es sogar fertig, die anderen zum Lachen zu bringen. Als das Mädchen abgeräumt hatte, gingen alle in das Herrenzimmer. Kurze Zeit herrschte eine bedrückte Stimmung. Niemand wollte beginnen, bis der Arzt das Schweigen unterbrach.

„Wie haben Sie sich meine Hilfe und meinen Rat gedacht, gnädige Frau?" Er wandte sich bewußt nur an Gertrud Wallner. Sie sah ihn unsicher an.

„Das weiß ich so nicht zu sagen, Herr Doktor. Aber Sie müssen mir hierbei helfen können."

Er zögerte einen Augenblick. „Ich kann nur helfen, soweit ein Mensch dazu überhaupt in der Lage ist. Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich mein Urteil zu diesem Problem ganz objektiv und unbeeinflußt abgebe."

„Das sollen Sie auch. Fritz ist mein Mann. Wie kann denn jemand behaupten, daß er es nicht ist? Ich muß das doch am besten wissen."

„Eine bloße Verneinung der Tatsache, daß es sich um Ihren Mann handelt, liegt nicht vor. Ich muß das ausdrücklich betonen. Die Behauptung der Familie Theißen geht dahin, Brent sei ihr Sohn. Damit wird naturgemäß auch bestritten, es könne sich um Ihren Mann handeln. Für mich steht außer Zweifel, daß sowohl die Eltern Theißen wie auch Sie Recht haben können.

Bitte, fahren Sie nicht auf, gnädige Frau! Nur unbedingte Sachlichkeit führt zum Ziel. Sie haben mich um meinen Rat gebeten, und ich bin verpflichtet, Ihnen diesen ungeschminkt zu erteilen.

Zunächst steht fest, daß sowohl die detaillierten Angaben der Eltern Theißen über alle körperlichen Einzelheiten genau so mit unseren Feststellungen übereinstimmen wie Ihre eigenen. Das ist nicht verwunderlich, denn es gibt mehr Fälle, wo zwei Menschen sich außerordentlich ähnlich sehen.

Sowohl Sie wie auch die Eltern Theißen haben in dem Bild einen Verwandten erkannt. Sie haben dieses Erkennen auch bei der persönlichen Gegenüberstellung gehabt, die Theißen noch nicht. Das ist ohne Belang, denn ich bin sicher, daß sowohl Herr wie Frau Theißen ebenso reagieren werden wie Sie damals bei uns in der Klinik. Das Erkennen des Bildes, das Übereinstimmen der in dem Zeitungsaufsatz gemachten Darstellung mit dem eigenen Wissen lassen auch in dem objektivsten Menschen die subjektive Überzeugung aufkommen, daß ein Irrtum ausgeschlossen ist.

Berücksichtigt man dabei, daß eine Spanne von 21 Jahren im Falle Theißen und von 22 Jahren bei Ihnen zwischen dem letzten Sehen und heute liegt, so ergibt sich ohne weiteres, daß auf jeder Seite ein Irrtum vorliegen kann.

Allerdings spricht zugunsten Ihrer Auffassung, daß Herr Brent, ich nenne ihn noch mit dem mir gewohnten Namen, geistig hochstehend ist, also nicht ohne weiteres mit Michel Theißen verglichen werden kann. Inwieweit sein ganzes Erleben, besonders die seelische Erschütterung und geistige Umkehr, die sich in dem verlorenen Erinnerungsvermögen ausgeprägt hat, zu einer Wandlung der geistigen Fähigkeiten führen kann oder geführt hat, kann ich nicht ohne weiteres beurteilen. Als nüchterner Wissenschaftler müßte ich die Möglichkeit rundweg verneinen, einen Beweis dafür habe ich aber nicht. Gerade die seelischen Zusammenhänge sind ein Feld, auf dem die Medizin bei weitem noch nicht so weit fortgeschritten ist wie zum Beispiel auf dem Gebiete der Chirurgie.

Ich halte es aber eher für möglich, daß Herr Brent Ihr Mann ist als der Sohn der Familie Theißen. Überzeugung kann das jedoch nicht sein und besagt auch nicht, daß ich mich nicht irre."

Alle vier hatten den Darlegungen des Arztes gespannt zugehört. Gertrud Wallner verspürte heftigen Widerstand gegen die Theorien des Arztes. Ihr Mann empfand nur die Unsicherheit in allem und wußte nicht, welcher Seite er sich zuneigen sollte. Karla war betroffen, daß Kober eher den Standpunkt der Mutter teilte und war im gleichen Augenblick beschämt von dieser selbstsüchtigen Haltung. Herbert atmete auf und meinte, da werde sich alles bald zugunsten seiner Mutter klären.

Es entspann sich eine lebhafte Auseinandersetzung, die hauptsächlich von Frau Wallner und Dr. Kober getragen wurde. Sie verzichtete auf alle sachlichen Argumente und blieb mit der Hartnäckigkeit einer gefühlsmäßig denkenden Frau dabei, ihr Mann sei ihr Mann, und wenn man ihr jetzt sogar mit festgestellten körperlichen Verschiedenheiten komme, so bringe sie das nicht von ihrer Meinung ab. Vergebens suchte der Arzt ihr klarzumachen, daß man an das Problem so nicht herangehen könne. Er streckte schließlich die Waffen und verschob weitere Erörterungen auf die Stunde, da die Theißen eingetroffen waren.

Die Gereiztheit und Spannung wurde im Verlauf der folgenden Stunden fast unerträglich. Niemand wußte, wann der Besuch von der Mosel eintreffen werde. Es konnte jeden Augenblick sein, unter Umständen aber auch erst in Tagen. Als man beim Abendbrot im Garten saß, klingelte es. Wie schon vorher immer bei diesem Geräusch fuhren alle zusammen. Herbert lief um das Haus herum und blickte nach der Tür. Er sah zwei alte Menschen dort stehen, denen das Mädchen gerade die Tür öffnete.

„Sie sind da!" Er rief es überlaut den anderen zu. Sie erhoben sich gleichzeitig wie auf Kommando. Kober stützte Frau Wallner, die etwas schwankte und übernatürliche Blässe zeigte. Ihr Mann ging in langsamen ruckartigen Schritten auf das Haus zu. Karla sah ihm nach und hatte Tränen in den Augen. Wie mußten er und die Mutter leiden.

„Herbert!" Sie wandte sich zu ihrem Bruder. „Wir lassen die Eltern und Herrn Doktor Kober mit dem Besuch allein." Er nickte ihr zu und ging an der Seite seiner Schwester weiter in den Garten hinein. Am Zaun machten sie kehrt, wanderten zum Hause zurück, verhielten einen Augenblick den Schritt und wanderten wieder zum Ende des Gartens.

Der Arzt hatte, mit Frau Wallner am Arm, Brent eingeholt. „Bitte, warten Sie eine Minute. Ich will die alten Leute empfangen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, betrat er die Diele, wo das Mädchen gerade die Besucher aufforderte, abzulegen. Kober trat hinzu.

„Mein Name ist Kober, Doktor Kober aus Berlin. Frau Wallner hat mich gebeten, hierherzukommen. Bitte, wollen Sie ablegen." Er nahm dem Mann eine Handtasche ab und stellte sie hin. Dann empfing er zwei Mäntel und zwei Hüte, die ihm mechanisch dargereicht wurden.

„Wollen Sie bitte hier eintreten." Er öffnete die Tür zum Herrenzimmer. Immer noch hatte er nicht ein einziges Wort von den beiden gehört.

„Sie sind doch sicher Frau und Herr Theißen?"

„Jawohl, Herr Doktor. Wir wollen unseren Jungen abholen." Der Alte schluckte, und seine Frau wischte heimlich zwei Tränen ab, die ihr über das Gesicht liefen.

(Fortsetzung folgt.)